

# «Mütter»

Subjekte, Abjekte, Objekte

Neunte Ausgabe der

*Avenue – Das Magazin für Wissenskultur*

## ABSTRACT

---

*Mater semper certa est?* Das war einmal. Frauen können heute mit den Eizellen anderer Frauen schwanger werden. Nicht jede Mutter empfindet sich zwingend als Frau. Und Väter fühlen sich durchaus in Mutterfunktionen wohl.

Schon der Blick auf die aktuelle Entwicklung zeigt: Mütter sind eine komplizierte Spezies. Ihr Dasein wird in verschiedenen Gesellschaften und Zeiten unterschiedlich verhandelt. Als kulturelle *Objekte* werden Mütter mythisiert und ideologisiert. *Abjekte* sind sie für ihre heranwachsenden Kinder, die sie peinlich und abstossend empfinden. Und als schreibende, beobachtende *Subjekte* greifen Mütter zunehmend in den Diskurs über das Muttersein ein.

Die 9. Ausgabe unserer Zeitschrift Avenue zeigt mit Hilfe der Geistes- und Sozialwissenschaften Möglichkeiten auf, «Mütter» in der Gegenwart, der Vergangenheit und vor allem in der Zukunft zu denken.

## Mütter als Subjekte

Menschheitsgeschichtlich hat es eine Ewigkeit gedauert, bis Mütter als schreibende oder forschende Subjekte öffentlich in Erscheinung traten, um über das Muttersein nachzudenken. Literarische, künstlerische und wissenschaftliche Zeugnisse von der Auseinandersetzung mit Müttern stammen, wenn nicht von Männern, dann insbesondere von Frauen ohne Kinder: von unverheirateten Töchtern wohlhabender Männer oder aber von Frauen im Kloster.

Mütter tauchen im europäischen Raum lange Zeit wenn, dann als Mäzeninnen auf. Herrscherinnen liessen sich als schützende *alma mater* für ihre Untertanen inszenieren. So dargestellt partizipierten sie an der Ikonografie der Schutzmantelmadonna oder der stillenden Maria. Schliesslich spendet die Gottesmutter nicht nur Jesus, sondern der ganzen Kirchengemeinschaft Leben. Wer meint, der Vergleich mit der Madonna hätte verpflichtenden Charakter, irrt. Maria de Medici etwa intrigierte jahrelang gegen die Thronfolge ihres Erstgeborenen, den sie seine ganze Kindheit lang mit Kühle und Strenge und keinesfalls mit bedingungsloser «Mutterliebe» behandelt hatte.

Zu fragen ist, warum es so wenige Zeugnisse von Müttern gibt, die über ihr Muttersein schreiben. Klar ist: Wer sehr jung verheiratet im Kindbett stirbt oder mit zahlreichen Schwangerschaften beschäftigt ist, kommt nicht zum Schreiben. Die Machtverhältnisse innerhalb der Ehe taten das Übrige. Zu fragen ist ausserdem, warum Mütterlichkeit in Literatur bzw. Ikonografie und im Leben so weit auseinanderklafft. In einer Zeit, in der keine aristokratische Dame ihre Kinder selbst gestillt hätte, boomt die Darstellung der nährenden Maria.

Erst im 19. Jahrhundert öffnet sich das Feld, auf dem Frauen mit Kindern beginnen, sich in die Diskussion ums Muttersein einzumischen. Die Romantik kennt eine Reihe von Briefschreiberinnen wie Caroline, geborene Michaelis, verwitwete Böhmer, geschiedene Schlegel, verheiratete Schelling. Als Mutter kommentiert sie ihr Leben zwischen Leidenschaften, ungeplanten Schwangerschaften, Shakespeare und gesellschaftlicher Anfeindung so klug wie bösartig. Um 1900 artikulieren und inszenieren Frauen wie Fanny, Gräfin zu Reventlow, die Liebe zu ihrem Kind. Sie schreiben auch über Fehlgeburten, Abtreibungen und das prekäre Verhältnis zu den Vätern. Kindhaben distanziert und liebevoll in Verse gebracht finden wir schliesslich bei Mascha Kaléko ab Mitte der 30er Jahre.

Mit der Frauenbewegung der 70er Jahre, der Erfindung der Pille und damit der historisch einmaligen Möglichkeit, Schwangerschaften mit Sicherheit schon vor ihrem Eintreten zu verhindern, verändert sich der Diskurs grundlegend: Mutterwerden ist nicht mehr nur Schicksal von Frauen in heterosexuellen Beziehungen. 1971 initiieren Alice Schwarzer und Monique Wittig die Diskussion um die Legalisierung von Abtreibungen. Im *Le Nouvel Observateur* bekennen 343 Frauen, darunter Simone de Beauvoir und Catherine Deneuve, dass sie abgetrieben haben: «Eine Million Frauen pro Jahr lassen in Frankreich eine Abtreibung



Abbildung 1: Maria de Medici als heilige Maria in Peter Paul Rubens "La Félicité de la régence" von 1625.

vornehmen. Sie tun dies unter gefährlichen Umständen, da die Abtreibung gesetzlich verboten ist. [...] Ich erkläre, dass ich eine davon bin.»

In den 90er Jahren schreiben Mütter vermehrt über das Kind-Mutter-Verhältnis. Zu diesen Stimmen gehören etwa Alice Munro, die im Erzählband *Der Traum meiner Mutter* (1998) das Scheitern von Müttern an ihrer vorgegebenen Rolle auslotet. Oder die Schweizer Schriftstellerin Ruth Schweikert, die in ihren Erzählungen *Erdnüsse. Totschlagen* (1994) oder im Roman *Augen zu* (1998) das verminten Gebiet zwischen Mutterleben und Tochterleiden durchquert.

Inzwischen hat sich einiges getan. In den letzten Jahrzehnten hat der feministische Diskurs zunehmend die Grenzen zwischen den sozialen und körperlichen Geschlechtern zum Einsturz gebracht. «Mütter» wirken in diesem Diskurs in ihrer aufdringlichen und eindeutigen Körperlichkeit ein bisschen *démodée*. Im Moment pflanzt sich eine Generation fort, für die der mittelalterliche Rechtspruch *mater semper certa est* nicht mehr gilt. Die Reproduktionsmedizin ermöglicht Paaren mit unerfülltem Kinderwunsch eben doch Kinder zu bekommen. Gebärende empfinden sich mitunter als Männer, Schwangere konzentrieren sich auf ihre Karriere, während Spermienträger in Mutterrollen aufgehen. Einen interessanten Turn nimmt die Diskussion gerade mit Antje Schrupps *Schwangerwerdenkönnen*. Darin spricht sich Schrupp gegen die Geschlechterdifferenz zwischen Frau und Mann aus, betont aber die «reproduktive Differenz» – den Unterschied also zwischen Menschen, die schwanger werden können und solchen, denen das versagt bleibt. Da Menschen nur *zeitweilig* schwanger werden können, gibt es, so Schrupp, keinen triftigen Grund, aus diesem vorübergehenden Fakt ewige Differenzen zwischen Frauen und Männer abzuleiten. Die wütende Diskussion in den sozialen Medien zeugt von der Gleichzeitigkeit von progressiven und reaktiven Familien- und Geschlechtermodellen.

## Mütter als Objekte

Der diskursive Mangel an Muttersubjekten kontrastiert mit einer Flut an Mutterobjekten in Kultur und Gesellschaft. Mütter tauchen darin als *Mythen*, *Metaphern* oder auch als *sexualisierte Männerphantasien* auf.

Mütter sind nicht selten der Inbegriff von Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Schuld daran haben unzählige *Mythen*, die Frauen näher an die Natur, Männer näher an die Kultur gerückt haben. Als Jean Jacques Rousseau vor mehr als 250 Jahren *Emile oder über die Erziehung* verfasste, modernisierte er diese Mythen mithilfe eines Mutterideals, das bis heute noch nachwirkt. Aus der Tierwelt gewann er die Idee einer natürlichen und aufopfernden Mutterliebe, einer «blinden Zärtlichkeit», die nichts mehr als das Glück ihrer Kinder will. Dem fügte er den angeblich angeborenen Mutterinstinkt hinzu, der Frauen zwangsläufig zu Müttern beruft. Wehe den Müttern, die diesem Mythos nicht gehorchen. Märchen und Romane strafen böse oder kühle (Stief)Mütter ab, auf Gemälden hängt man sie in Bäume. Die Naturalisierung der Mutterschaft hallt auch in vordergründig emanzipierten Gesellschaften nach. Noch heute werden Mütter bei Einstellungsgesprächen wohlmeinend gefragt, ob die Kinder nicht ihrer uneingeschränkten Fürsorge bedürften.

Ob «Mutti Merkel», «Mütterchen Russland» oder «Mutter Erde» – all das sind *Metaphern* für eine Übermutter, die für ihre Bürger\*innen und Bewohner\*innen genauso wie für die eigenen Kinder sorgt. Nicht selten partizipieren diese Bilder an religiösen Symbolen wie der Maria. Als in den 1970er Jahren Lynn Margulis und James Lovelock die Gaia-Hypothese entwickelten, bedienten sie sich beim Bedeutungsreichtum jener «ersten» Mutter, die nicht nur die Titanen zur Welt brachte, sondern bis in die heutige Popkultur die Erde personifiziert.

Bemerkenswerterweise stand die Urmuttermetapher der wissenschaftlichen Würdigung von Margulis' und Lovelock's Hypothese lange Zeit im Wege.

1970 nahm Mrs. Robinson (Anne Bancroft) dem jungen Benjamin Braddock (Dustin Hoffman) die Reifeprüfung ab. Der Film enttaubuisierte die Lust der Mutter, bediente aber auch ödipale Männerphantasien. Zum expliziten und kulturell akzeptierten Sexualobjekt mutierten Mütter allerdings erst in den 1990er Jahren. Damals brachte die Teeniekomödie *American Pie* den Ausdruck «Milf» in Umlauf. In den folgenden beiden Jahrzehnten avancierte das Akronym zu «Mom I'd like to fuck» zu einem der am meisten gesuchten Begriffe auf Pornowebsites. Von da aus schwappte er zurück in die Populärkultur: Prominente Mütter wie Madonna nutzten ihn selbstbewusst, um ihre Sexyneß auch nach der Geburt ihrer Kinder herauszustreichen. In den letzten Jahren hat sich die eingeforderte sexuelle Attraktivität von Müttern zum Boomerang entwickelt. Neben Kind und Karriere sollen sie ihren Körper beherrschen – als Verkörperung dessen, dass sie alles unter Kontrolle haben.

Mythen, Metaphern oder Männerphantasien – all dies sind kulturelle und sexuelle Objektivierungen von Müttern, die wir angesichts ihrer gesellschaftlichen Wirkmacht analysieren.

## Mütter als Objekte

Neben «Männern» stehen insbesondere Kinder in einem erklärungsbedürftigen Verhältnis zu ihren Müttern. Die Psychoanalytikerin, Feministin und Philosophin Julia Kristeva prägte in den 1980er Jahren einen Begriff, der die Mutter zwischen Objekt und Subjekt situiert. Für ein Kind, das einerseits von der Mutter immer noch abhängig sei, andererseits aber eine eigene Identität aufbauen müsse, stelle die Mutter ein *Objekt* dar: etwas, das das Kind ablehnen müsse, um sich selbst zu sein. Die kindliche Ablehnung bzw. Abjektion beginnt bei der nähernden Brust, die ab einem bestimmten Zeitpunkt als eklig, fremd und erschreckend empfunden wird. Sie setzt sich fort in der Pubertät, in der gerade junge Männer den Mutterkörper als Bedrohung der eigenen Existenz wahrnehmen. Die Kulturwissenschaften griffen Kristevas Begriff des Objekts auf, um Entfremdungs- und Marginalisierungssphänomene wie Homophobie oder Misogynie zu erklären.

Wenn möglich möchten wir im direkten Gespräch mit Julia Kristeva den Begriff des Objekts erneut einem breiten Publikum zugänglich machen.

### Ziele der neunten Ausgabe

Unter dem Titel «Mütter» will die Avenue einem breiten Publikum die Bandbreite an Muttermöglichkeiten aufzeigen. Sie begreift Muttersein nicht als Schicksal, sondern als ein Gestaltungsspielraum. Insofern ist diese Avenue der Emanzipation, der Aufklärung und der gesellschaftlichen Progression verpflichtet.

### Ziele der Avenue

Abgesehen von diesen themenspezifischen Zielen hat sich die Avenue seit ihrer Gründung dem Ziel verpflichtet, das Wissen der Geistes- und Sozialwissenschaften zu popularisieren. Aus dem einfachen Grund: Unsere Gesellschaften benötigen dieses Wissen mehr denn je. Seien es religiöse Konflikte, fehlende Bildung oder soziale Ungleichheit – für all diese Problemlagen benötigt es zeitaufwändige Analysen und Forschungen, die ein Wissen bereitstellen, mit dem sich bessere Entscheidungen treffen lassen. Und da Demokratien von den Entscheidungen vieler Menschen leben, gehört dieses Wissen in die Öffentlichkeit.

Geistes- und sozialwissenschaftliches Wissen lebt vom Geben und Nehmen von Argumenten. Damit möglichst viele Menschen an diesem Wissen partizipativ mitarbeiten können, hat sich die Avenue zur weiteren Pflicht gemacht, vor dem Druck alle zeitaktuellen Beiträge im Netz zu publizieren, um sie hier der Diskussion und Kritik auszusetzen. Erst dann gelangen die Texte in Druck – mitsamt ausgewählten Diskussionsbeiträgen. Wissen tritt so nicht als unumstößliches Faktenwissen, sondern als Denkangebot in Erscheinung, das vom zwanglosen Zwang des besseren Arguments lebt.